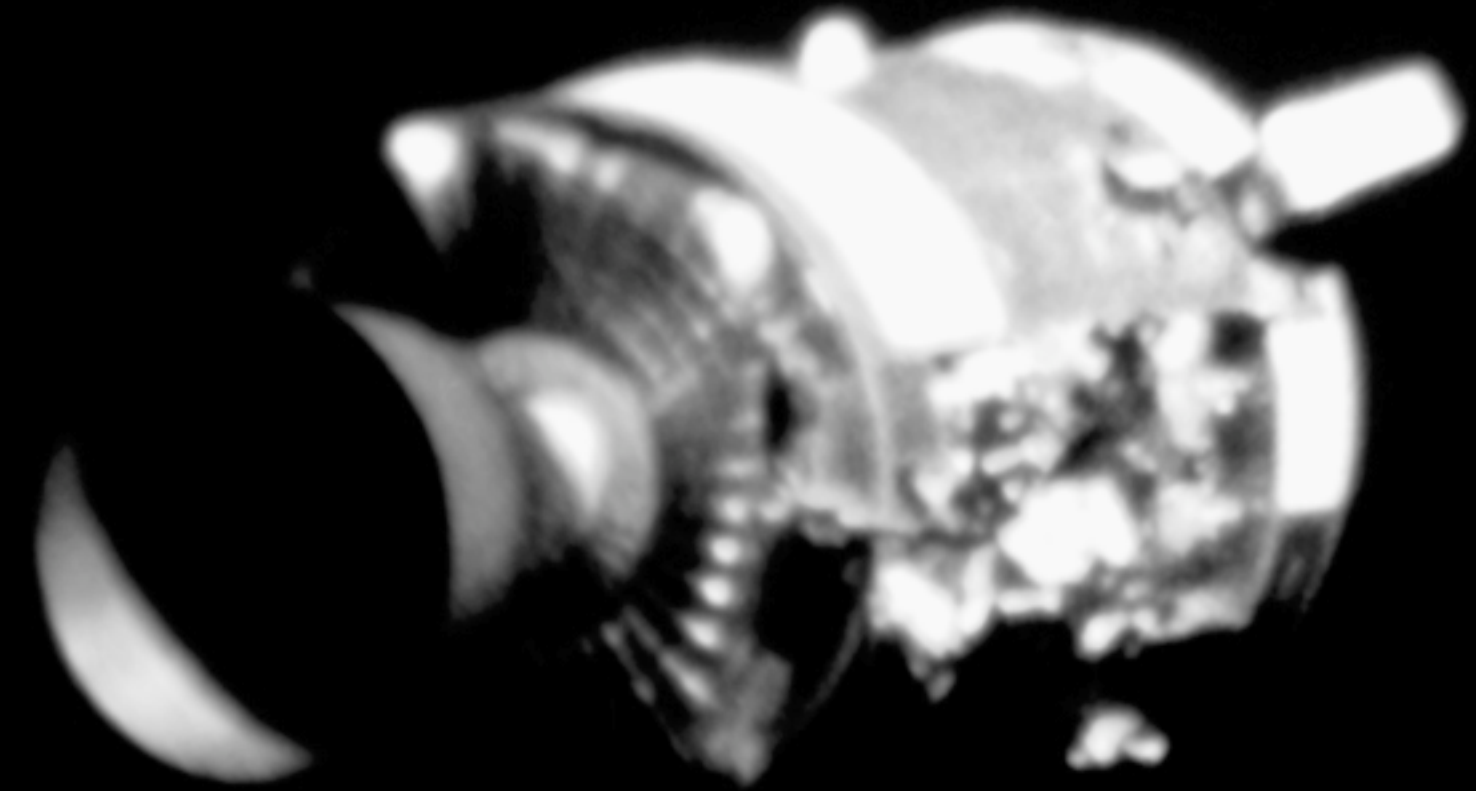


„Houston, wir haben ein Problem“. Die Apollo-13-Mission von 1970 schlitterte knapp am totalen Desaster vorbei. Es war der späte Abend des 13. April, als die Astronauten aus dem Schlaf hochschreckten: Ein Messfühler zeigte an, dass die Temperatur im Raumschiff unter einen kritischen Wert gesunken war. Wer wollte danach noch daran zweifeln, dass die 13 Unglück bringt? ▼



Freitag der 13. – ein Unglückstag?

Der Kalender für 2002 beschert uns gleich zweimal einen Freitag den 13. Aktuellen Umfragen zufolge senkt dieses Datum rund einem Drittel der Deutschen ein flaes Gefühl in die Magengegend. Wieso eigentlich? PD Dr. Gunther Hirschfelder vom Volkskundlichen Seminar der Uni Bonn befasste sich mit dieser Frage in seiner Antrittsvorlesung, die wir im Folgenden gekürzt dokumentieren.

Freitag der 13. gilt heute als Unglückstag schlechthin – jeder kennt ihn, und er trifft ins Herz der volkskundlichen Betrachtungsweise. Das Fach beschäftigt sich mittlerweile mit einer unüberschaubaren Fülle von kulturellen Phänomenen, von denen jedoch nur wenige so bekannt sind wie eben „Freitag der 13.“, der damit auf einer Stufe mit Weihnachten und Karneval steht. Freitag der 13. findet sogar etwas häufiger als Weihnachten oder Karneval statt – innerhalb von jeweils 28 Jahren gibt es genau 48 dreizehnte Freitage.¹

Die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit fällt für einen volkskulturellen Termin großzügig aus; das Datum wird zum Tagesthema und zum Medienereignis. Wie sich diese Tatsache konkret auswirkt, ist allerdings nur schwer zu sagen. Einer neueren Umfrage zufolge, die das Meinungsforschungsinstitut Allensbach durchgeführt hat, glauben 24% der Befragten, dass die Zahl 13 eine spezifische Bedeutung für sie hat, und die Nachrichtenagenturen Reuters und dpa meldeten am 12. 2. 1998, sogar 33% der Deutschen sähen im Freitag dem 13. ein besonders markantes Datum. Nach Allensbach gehen zudem 9% davon aus, dass sich auch der Freitag allein, ohne 13, irgendwie auf ihr Leben auswirkt.

Solch ein Befund macht die Wissenschaft – und besonders die Volkskunde – stutzig. Deshalb wurde im Rahmen eines Hauptseminars am Deutschen Institut der Universität Mainz im Mai 2000 im Rhein-Main-Gebiet eine Feldforschung durchgeführt, an der sich 70 Personen

beteiligten, die nach einem Random-Verfahren ausgewählt wurden.² Mit diesen Personen wurden jeweils kurze Vorgespräche geführt. Eine der Fragen bei den Interviews lautete dann: „Welche Bedeutung hat für Sie Freitag der 13.“ 68,6% antworteten ganz eindeutig, dieser Tag habe keinerlei Bedeutung; aber für immerhin 31,4% ist er sehr wohl bedeutsam. Die Größenordnung fügt sich in das Bild, das die Meinungsforscher entworfen haben.

Die Zahlen erstaunen zunächst nicht. Schließlich wissen die meisten inzwischen, was etwa die Deutsche Presseagentur im Februar 1998 meldete und was dann auch dutzendfach in der Tagespresse erschien: Die Furcht vor Freitag dem 13. gebe es seit Jahrhunderten, und sie sei so tief verwurzelt, weil viele parallele Gründe verantwortlich seien.³

Aber welche? Eine 21jährige Mainzer Studentin gab bei unserer Umfrage an, dieser Tag sei ihr Glückstag, weil es sich um ihren Geburtstag handle. Für weitere 21 Befragte ist tatsächlich eine negative Konnotation zu konstatieren – aber die Antworten sind diffus: „Pessimistisch“ ist eine

21jährige Studentin an diesem Tag, und sie fährt dann nicht Auto, ein „grausiger Tag“, sagt ein 34jähriger Berufssoldat wörtlich, sei das für ihn, ein 49jähriger Schaffner hat dann ein „ungutes Gefühl“, und eine 60jährige Sekretärin gibt an, das sei für sie ein „Misttag“. Weitere Angaben lauten „schlimm“, „so lala“ oder „bringt Unglück“ – jeweils ohne dass die Befragten genau sagen konnten, warum. Handelt es sich also vielleicht schlicht um jenes Phänomen, das früher als „Aberglaube“ bezeichnet wurde und das heute mit dem Begriff „Volks Glaube“ umschrieben wird? Wesentlich stärker als heute stand der Aberglaube an der Wende zur Moderne im Zentrum des öffentlichen Interesses. Immanuel Kant schrieb in seiner 1790 veröffentlichten „Kritik der Urteilskraft“ zugleich trefend und lapidar: „Befreiung vom Aberglauben heißt Aufklärung“; ein Satz, den viele seiner Kol-

Lady d'Arbanville kniete vor ihrem Gatten, der an der getäfelten Tür des gemeinsamen Badezimmers lehnte. Heiße Tränen rannen über ihr schönes Antlitz. „Sprich zu mir!“, flehte sie. „Sag etwas!“ Lange blieb Lord d'Arbanville stumm. Seine Augen schienen den fernen Horizont zu suchen, sanken dann auf seine geliebte Frau hernieder. Ein Seufzer entrang sich seiner Brust: „Es ist vorbei. Ich habe verloren! Alles verloren! Ich Unglückseliger! Beim Kartenspiel mit Sir Archibald. Und ich hätte es doch wissen müssen! Es war Freitag, der dreizehnte!“

(Hedwig Courths-Mahler)

legen so nicht gelten lassen wollten. Voltaire beispielsweise erwiderte: „Ich bin zu aufgeklärt, um nicht abergläubisch zu sein“; und für Goethe gehörte der „Aberglaube zur Poesie des Lebens“.⁴ Allerdings: Von dem, was man in der Vormoderne mit Aberglauben bezeichnete, verläuft durchaus keine direkte und kurze Entwicklungslinie zu den Antworten der Probanden unserer Rhein-Main-Umfrage.

Wenn eine schwangere Frau in der Vormoderne etwa glaubte, dass sie vermeiden muss, einen Esel zu sehen, weil ihr Kind sonst lange Ohren bekommt, dann war sie eben nicht einfältig, sondern sie folgte einem regionalen Kulturmuster, sie wandte also diejenigen Verhaltensformen an, die sie kulturell gelernt hatte.⁵ Weite Teile der Bevölkerung begannen erst mit der Aufklärung beziehungsweise infolge der Aufklärung, an der prinzipiellen Gültigkeit von derartigen abergläubischen Gesetzmäßigkeiten zu zweifeln. Reste des vormodernen Denkens haben sich indes noch ins 20. Jahrhundert hinein gerettet. Der Grund für diese erstaunliche Entwicklung liegt darin, dass eine sozi-

ale Gruppe immer dann Gefahr läuft, ein Kulturmuster zu entwickeln, das Elemente des Aberglaubens enthält, wenn die Mitglieder der Gruppe Teile ihrer sozialen Realität nicht begreifen oder wenn es an Orientierungshilfen mangelt. Aber: Die Intensität der Aberglaubensvorstellungen hängt vom Grad der Bedrohung ab. Und diese ist in einer Gesellschaft, die kaum Heilungsmöglichkeiten bei ernsthaften Krankheiten bereithält oder die eine extrem hohe Säuglingssterblichkeit hat, fraglos höher als etwa in der gegenwärtigen Gesellschaft, in der viele Menschen allenfalls nicht verstehen, wie das Internet genau funktioniert. Daher haben wir es bei der heutigen Horoskop- und Orakelgläubigkeit mit modernen städtischen Verhaltensformen zu tun, die in keiner direkten Entwicklungslinie zu traditionsgebundenen Formen stehen.

Und der „grausige“ und „schlimme“ Freitag der 13.? Haben wir es auch dabei mit einem typischen Phänomen der Postmoderne zu tun? Oder reicht das Motiv des Unglückstags tatsächlich weit in die Vergangenheit zurück? Wichtig für diese Untersuchung ist zunächst die Tatsache, dass die Bedeutung der Zahl älter als die des Wochentags ist. Zählen kann man schon lange, und es gibt sogar eine Diskussion über die Zahlenwahrnehmung bei Tieren, aber ein ausgefeiltes abstraktes Rechenvermögen entwickelten erst die frühen Hochkulturen.⁶ Dabei spielte die Zahlensymbolik von Anfang an eine wichtige Rolle. Weil man zum Rechnen ein System braucht, sind einige

Zahlen wichtiger als andere. Beim Dezimalsystem etwa die Zehn; aber andere Systeme sind wesentlich älter, etwa das Sexagesimalsystem der Sumerer, von dem dann das Zwölfersystem abgeleitet wurde und das dem frühen Wunsch nach einer Ordnung des Jahreslaufs in hohem Maße Rechnung trug.⁷ Als zentrale Zahl kann die Zwölf auf eine besonders lange Tradition zurückblicken. So gibt es zwölf Tierkreiszeichen, zwölf Monate und zwei mal zwölf Tagesstunden. Das Duodezimalsystem galt nicht zuletzt in der Religion. Sowohl der antike griechische als auch der römische Glaube kannten ein Zwölf-Götter-Regiment. Dieser Gedanke setzte sich im Christentum mit den zwölf Jüngern Christi fort.

Zahlen waren in den frühen Hochkulturen und in der klassischen Antike also nicht nur Zahlen, sondern ihnen kam darüber hinaus ein hohes Maß an Bedeutung zu. Innerhalb der frühen Systeme spielte die Zwölf eine zentrale Rolle, und aus diesem Grund auch die nahe dabei liegende 13. Sie überschreitet und verletzt das geschlossene Zwölfersystem und die heilige Zwölf.

Die jüdische Tradition misst der 13 ebenfalls eine herausragende Stellung zu. Am 13. Tage des 12. Monats im 12. Regierungsjahr des Königs Xerxes im 5. vorchristlichen Jahrhundert sollten alle Juden getötet werden. Aber Königin Esther intervenierte, das Unheil konnte verhindert werden, und die 13 mutierte zur Glückszahl.⁸ Bereits zuvor stellte die 13 die über die Fülle der 12 (Tierkreisbilder, Monate und vor allem Stämme Israels) regierende Zahl dar. Darüber hinaus geht die jüdische Überlieferung auch von exakt 13 Attributen Gottes aus.⁹

Schließlich kennt auch das ältere germanische Recht eine ausgefeilte Zahlensymbolik. So erwähnt das Membrisser Weistum zwölf Schöffen; die Runde war jedoch erst komplett, wenn als 13. ein Richter dazukam, und nur mit Hilfe dieses 13. konnte ein rechtmäßiges Urteil zustande kommen.¹⁰

Wichtiger ist für uns die christliche Tradition: Erst das christliche Mittelalter entwickelte eine äußerst differenzierte und komplexe Zahlenallegorese, denn die Zahl galt als Zeichen einer von Gott gestifteten Wahrheit. Diskussionen gab es deshalb praktisch um alle Zahlen, um deren Vielfaches und um die Einzelbestandteile – ohne dass dabei der 13 eine besondere Bedeutung zugekommen wäre. Wie weit verbreitet der Glaube an bestimmte Glücks- und Unglückszahlen im deutschen Sprachraum zu Beginn des 20. Jahrhunderts war, das vertragen die Daten, die nach 1928 im Rahmen der

Umfragen des „Atlas der deutschen Volkskunde“ erhoben wurden und die Gerda Grober-Glück 1974 ausgewertet hat.¹¹ Sie kam zum Schluss, dass die 13 als Unglückszahl zwar weithin bekannt war, dass es aber daneben um 1930 fast überall Belege gibt, welche die 13 als Glückszahl nennen.

Nach einer ausführlichen und überzeugenden Beweisführung gelangte Gerda Grober-Glück zu ihrem Fazit:

→ „So ist doch anzunehmen, dass von einem begründeten Wissen um die Symbolik mystischer und magischer Zahlen in den breiten Schichten, die an die Unglückszahl 13 glauben, wenig oder nichts vorhanden ist. ... Unser Material vermittelt nicht den Eindruck, dass das Wissen um solche Zusammenhänge jemals volkstümlich war.“

Und wenn man zusätzlich die Antworten auswertet, die der Forscherin auf die Frage nach der 13 gegeben worden sind, dann fällt auf: Sie sind leichtgewichtig, diffus, ohne konkreten Beispielbezug, meist sehr knapp und nicht in ein größeres Argumentationskonzept eingebettet.¹²

Vor diesem Hintergrund fügt sich das Ergebnis unserer Befragung dann zumindest in jenes Bild, das die Auswertung des Atlas-Materials entwarf. Bleibt an dieser Stelle zu fragen, was die recht blutleere Vorstellung von der unheilbringenden Kraft der 13 im 20. Jahrhundert schuf beziehungsweise lebendig hielt? Die Antwort ist verblüffend und ganz spezifisch volkskundlich: Es ist zu großen Teilen die Suche nach einem germanischer Ursprung

in der deutschen Kultur. Diese Suche beschäftigte die meisten deutschsprachigen Geisteswissenschaftler des 19. Jahrhunderts, als es keinen Einheitsstaat gab und man im Rahmen der Kulturanalyse versuchte, die römischen, die germanischen und die christlichen Kulturelemente auseinander zu dividieren, und als man nicht ahnte oder nicht wissen wollte, dass es im Mittelalter zu einer Synthese dieser Stränge gekommen war.¹³

In dieser Stimmung, die von den Urvätern der Volkskunde aufgebracht worden war (etwa von Jacob und Wilhelm Grimm, von Clemens Brentano oder von Achim von Arnim), wurden die Grundlagen für Kulturforscher wie Otto Weinreich gelegt. Weinreich legte 1916 eine Monographie mit dem Titel „Triskaidekadische Studien – Beiträge zur Geschichte der Zahlen“ vor. In diesem Buch wurde in die Zahlen und vor allem in die 13 nachträglich eine Symbolik hineininterpretiert, die diese Zahlen so nie gehabt haben, und die vor allem auch nie kontinuierlich tradiert worden ist. Obgleich die Arbeit Weinreichs heutigen Ansprüchen ganz eindeutig nicht mehr genügt – etwa in dem Kapitel, das die Überschrift „Aus deutscher Mystik“ trägt – wird diese Arbeit immer noch gerne zitiert.¹⁴ Nicht zuletzt, weil seine unwissenschaftlichen Argumente unhinterfragt in wissenschaftlichen Beweisketten integriert wurden und sich auf diese Weise vervielfältigten, ist der Glaube an die vermeintliche Symbolik inzwischen weitgehend akzeptiert.

Die jüdische Tradition misst der 13 ebenfalls eine herausragende Bedeutung zu. Am 13. Tage im 12. Monat des 12. Regierungsjahrs des persischen Königs Xerxes im 5. Jahrhundert v. Chr. sollten alle Juden getötet werden. Doch die schöne jüdische Königin Esther verhinderte dies zusammen mit ihrem Cousin Mordechai, und die 13 wurde zur Glückszahl (Darstellung von Rembrandt, 1660) ▼



„Es rappelt am Briefschlitz,
es ist Viertel nach sieben.
Wo um alles in der Welt
sind meine Latschen geblieben?
Unter dem Kopfkissen nicht
und auch nicht im Papierkorb,
dabei könnte ich schwören,
sie war'n gestern noch dort!
Also dann eben nicht,
dann geh ich halt barfuß.
Meine Brille ist weg,
liegt sicher im Abfluss
der Badewanne, wie immer,

na, ich seh auch gut ohne
und die Brille hält länger,
wenn ich sie etwas schone.
So tapp' ich zum Briefschlitz
durch den Flur unwegsam,
fall über meinen Dackel Justus
auf ein Telegramm.
Ich les es im Aufsteh'n
mit verklärter Miene:
Ankomme Freitag, den 13.,
um vierzehn Uhr, Christine.
Ankomme Freitag, den 13.,
um vierzehn Uhr, Christine.“ (Reinhard Mey)

Kommen wir vom Bedeutungsgehalt der Zahlen zum symbolischen Wert der Wochentage. Wochentage gab es nördlich der Alpen bereits in vorrömischer Zeit, und von dort leitet sich auch unsere Bezeichnung für den Freitag ab, der eben der Tag der Fria war. Im Althochdeutschen ist im 9. Jahrhundert die Bezeichnung „frijetag“ belegt. Bereits im 4. Jahrhundert war die römische Woche übernommen worden. Der spätlateinische „Veneris Dies“ leitete sich von der griechischen Bezeichnung „Aphrodites Hemera“ her, also vom „Tag der Aphrodite“. Es spricht sogar einiges dafür, die griechisch-römische Liebesgöttin mit der althochdeutschen „Fria“ in Verbindung zu bringen, denn deren Name ist wiederum mit dem altindischen Sanskrit-Wort „priya“ verwandt, und das bedeutet „Geliebte“ – was den Trägern der Volkskultur allerdings kaum geläufig gewesen sein dürfte.¹⁵ Sicher ist aber, dass der Freitag im Mittelalter sowohl liturgisch als auch volksreligiös eine besondere Bedeutung hatte. Als Todestag Christi war er in der Ostkirche schon früh Fast- und Trauertag, und als solcher begegnet er uns auch in mittelalterlichen Ordensregeln. In einigen spätmittelalterlichen Städten – etwa in Straßburg – erinnerten die Kirchenglocken an jedem Freitag an den Kreuztod Christi, und bis heute gibt es in einigen katholischen Gegenden das Freitagsgeläut.¹⁶ Daneben kannte das Spätmittelalter eine Reihe von Kulturelementen, die in der Frühneuzeit verschwanden. Schon im frühen Mittelalter hatte man in Notzeiten freitägliche Bußprozessionen veranstaltet, und in der tridentinisch geprägten Gegenreformation kam es dann in Teilen Oberdeutschlands – in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts etwa in der Diözese Passau – zu einer Erneuerung dieser Prozessionsbewegung.¹⁷ In diesen Frömmigkeitsformen dürfte zumindest eine der Ursachen dafür liegen, dass der Freitag eine regional begrenzte Trauer- und damit eine Negativkonnotation erhielt. Wir müssen dabei jedoch zum einen bedenken, dass in der Vormoderne vielen oder fast

allen Dingen eine besondere symbolische Bedeutung zugesprochen wurde. In diesem Kontext war der Freitag allenfalls ein Element unter vielen. Darüber hinaus gibt es analog zu den Zahlen in der Vormoderne eine große Bedeutungskonnotation aller Wochentage. Dies liegt nicht zuletzt daran, dass die Wochentage für die Masse der Bevölkerung eine wesentlich größere Rolle spielten als die Zahl. Die Zahl blieb für die meisten Menschen abstrakt und wenig real, vor allem auch, weil man ja zählen und vor allem auch rechnen können muss, um die Bedeutung der Zahl erkennen zu können. Der Wochentag war erheblich geläufiger, weil die Woche das Leben einteilte, und weil die Woche im arbeitsfreien Sonntag gipfelte, also im Tag des Kirchganges und des Vergnügens. Daher dürften die Wochentage im Volksleben viel fester verankert gewesen sein als das Datum. Und infolgedessen war der Wochentag auch in deutlich höherem Maße symbolbehaftet. So wurden bei allen Wochentagen intensive Diskussionen um deren Heiligkeit geführt – oder etwa um den Einfluss, den die Planeten auf die Tage hatten.¹⁸ Deshalb machten sich viele Menschen Gedanken darüber, wann denn die beste Zeit sei, bestimmte Dinge zu tun oder zu lassen. Häufiger als mit einem Glücks- wurden die Wochentage mit einem Unglückspotential in Verbindung gebracht, denn das Unglück spielte im vor-modernen Volksglauben eine wesentlich größere Rolle als das Glück; das Streben nach Glück tritt in den Hintergrund, während das Vermeiden von Unglück dominiert. Wenn wir diese Unglücksvermeidung mit den Wochentagen in Verbindung bringen, dann sind wir beim Phänomen der „Verworfenen Tage“, also jenen Tagen, die besonders viel Unglück brachten. Diese „Verworfenen Tage“ sind in sehr vielen spätmittelalterlichen Texten belegt. Das lässt zum einen auf ein weit verbreitetes Prognostikon schließen, aber zum anderen können wir darin auch eine lange literarische Tradition erkennen. Die „Ver-

worfenen Tage“ gehen letztlich auf die so genannten „Ägyptischen Tage“ der Römer zurück: Hier waren die Tage nach den Kalenden, Nonen und Iden als „dies religiosi“ gekennzeichnet, und das bedeutete „Unglückstage“. Ein solcher „Verworfenen Tag“ war in einigen Gegenden der Montag, aber meistens waren das festgelegte Termine im Jahreslauf. Nicht alle diese Tage lassen sich heute rekonstruieren, aber besonders signifikant war etwa der „Unschuldige-Kinder-Tag“, also der 28. Dezember, der Tag des Kindermordes oder etwa „Petri Kettenfeier“, also der 1. August.¹⁹ Diese Glücks- und Unglückstage waren auch im 19. und frühen 20. Jahrhundert noch für den Alltag vieler Menschen durchaus wichtig, zum Beispiel, wenn es darum ging, einen passenden Termin für eine Reise, eine Hochzeit, einen Umzug oder die Aussaat zu finden. Dafür stellt das „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens“ eine beeindruckende Fülle von Belegen bereit.²⁰ Wesentlich brauchbarere Aufschlüsse erlaubt wiederum der „Atlas der deutschen Volkskunde“, der den „Glücks- und Unglückstagen“ einen eigenen Fragenkomplex widmet.²¹ Aus diesem 1930 aufgenommenen Material wurden 1935 insgesamt sieben Verbreitungskarten gezeichnet, für jeden Wochentag eine: Der Montag galt eher als Unglückstag, der Dienstag dagegen als ein weit verbreiteter Glückstag. Der Mittwoch war weder ein ausgeprägter Glücks- noch Unglückstag, während der Donnerstag ganz überwiegend als Glückstag angesehen wurde. Von allen Wochentagen weist der Freitag dem AdV-Material zufolge die mit Abstand meisten Belege auf. Als Glückstag wurde er in Teilen Ostpreußens und im südlichen Mainfranken angesehen, ferner im nordhessischen Bergland sowie in einem breiten Streifen, der vom nördlichen Westfalen über ganz Niederdeutschland reicht. Eine ausgesprochene Verdichtungszone zeigt sich nördlich von Magdeburg und Braunschweig sowie in Pommern. Daneben war der Freitag aber häufig auch ein ausgesprochener Un-

Diesen Ereignissen und Zeichen messen abergläubische Deutsche am meisten Bedeutung zu:

Vierblättriges Kleeblatt:	38%
Schornsteinfeger:	26%
Sternschnuppen:	25%
Die Zahl 13:	24%
Schwarze Katze von links:	22%
Hufeisen finden:	17%
Beim Kuckucksruf Geldbörse schütteln:	12%
Spinne am Morgen:	11%
Schwalbennester am Haus:	9%
Freitag	9%

(Quelle: Allensbach)



Keine Panik!

An den berühmten Freitagen, die auf einen 13. fallen, passieren nicht mehr Unfälle als an „normalen“ Freitagen. Zu dieser Erkenntnis kommt der Heidelberger Soziologe Edgar Wunder vom „Forum Parawissenschaften“, der insgesamt 146 877 Freitagsunfälle analysierte. Wunder untersuchte die Daten des Statistischen Bundesamtes zu Unfällen mit hohem Sachschaden oder Verletzten an den 26 Freitagen, die von 1985 bis 1999 auf einen 13. fielen. Diese verglich er mit den Unfallzahlen der jeweils vorangegangenen und nachfolgenden Freitage (6. und 20.). Im statistischen Durchschnitt zeigten sich dabei keine signifikanten Unterschiede zwischen den verschiedenen Freitagen. Am Freitag, dem 20., lag die mittlere Unfallzahl mit 1923 sogar geringfügig höher als am Freitag dem 13. (1876). Freitage sind wegen des hohen Verkehrsaufkommens generell unfallträchtiger als alle anderen Wochentage. Das zeigt auch eine Untersuchung des Landes Mecklenburg-Vorpommern, nach der sich 1995 an Freitagen etwa 20% mehr Unfälle ereigneten. Der 13. Januar und der 13. Oktober, die im Untersuchungszeitraum auf Freitage fielen, lagen jedoch mit 37 und 52 Unfällen unter dem ermittelten Durchschnitt von 55.

Bernd Harder

glückstag, und zwar in der Mitte und im Süden Deutschlands, im ganzen Rheinland außer im Süden des Bergischen Landes und im Westerwald. Als Unglückstag wurde der Freitag ferner im südwestdeutschen Raum, von Sachsen-Anhalt über Sachsen bis in den sudetendeutschen Raum hinein angesehen, ferner etwas abgeschwächt in Bayern und wiederum verstärkt im Südosten Niederschlesiens und in Oberschlesien. Samstag und Sonntag sind dann wieder schwach belegt, galten jedoch vor allem als Glückstage.

Bei der Raumverteilung fällt zunächst auf, dass der Gegensatz zwischen katholischen und protestantischen Gebieten weniger stark ausgeprägt war als angenommen. Der bayerische Raum ist insgesamt vergleichsweise schwach belegt. Dort glaubte man also weniger an Glücks- und Unglückstage, ähnlich wie auch im Rheinland. Einen stärkeren Glauben an Glücks- und Unglückstage gab es dagegen im südwestdeutschen Raum, vor allem im Schwarzwald und auf der Schwäbischen Alb. Auch Ostpreußen war bei der Gläubigkeit an Wochentage stark vertreten. Darüber hinaus tritt vor allem ein breiter Streifen hervor, der von Oberschlesien über Sachsen bis nach Thüringen reicht, ferner der Harz.

Was haben diese Gebiete gemeinsam? Mit Ausnahme Ostpreußens dominierten offenbar gewerblich orientierte Mittelgebirgsregionen, und erstaunlicherweise protestantische gegenüber katholischen Raumeinheiten. Dort, wo es schon im 18. und frühen 19. Jahrhundert zu einer protoindustriellen Verdichtung²² gekommen war und wo ländliches Nebengewerbe die alten Agrarstrukturen früh aufgebrochen hatte, da kam den Fragen nach den Wochentagen zunehmende Relevanz zu. Denn der Wochentag ist für jemanden, der abhängig beschäftigt ist, wichtiger als etwa für einen Bauern, dessen Rhythmus sich eher nach den Jahreszeiten und nach dem Wetter richtet.

Das AdV-Material gestattet einen weiteren Schluss: Der Freitag ist wichtig, die 13 ist wichtig,

aber auf Freitag den 13. gibt es keine Hinweise, sodass die Suche nach der spezifischen Bedeutung des 13. Freitag fortgeführt werden muss.

Möglicherweise weist die Kombination aus Wochentag und Zahl eine volksculturelle Verwurzelung auf, die sich der bisherigen Auswertung entzieht. In diesem Fall müsste aber auch diese Verwurzelung ihren Niederschlag gefunden haben – zumindest in Sagen, Märchen und Liedern, denn die Felder der oralen Tradition stellen äußerst empfindliche Seismographen dar. Schließlich sind Hexen und Hexenverfolgungen – im deutschen Sprachraum ein frühneuzeitliches Phänomen, dessen Existenz vor etwa 300 Jahren endet²³ – in den Volkserzählungen bis weit ins 20. Jahrhundert hinein überaus lebendig, und auch Ereignisse wie zum Beispiel die französische Besetzung nach 1792 haben in den Volkserzählungen reichen Niederschlag gefunden.²⁴

Wenn man also die zahlreichen Sammlungen der rheinischen Volkserzählungen durchschaut, dann wird man beim 13. Freitag direkt fündig. 1991 publizierte Helmut Fischer die Sammlung „Der Rattenhund. Sagen der Gegenwart“. Diese Sammlung führt eine Geschichte auf, die den Titel „Freitag der 13.“ trägt. Im Zentrum dieser Sage steht ein Computervirus, der an einem Freitag dem 13. wirksam wird.²⁵ Dem Titel entsprechend handelt es sich demnach um eine zeitgenössische und neue Erzählung, die keinem älteren Muster folgen kann. Geht man bei der Analyse der Sagen und Märchen weiter in die Vergangenheit zurück, so finden sich keine älteren Hinweise mehr. Eine systematische Durchsicht rheinischer Sagen und Märchen des 18. und 19. Jahrhunderts ergab, dass das Motiv des Freitag des 13. oder die Thematik der Glücks- und Unglückstage dort überhaupt nicht auftauchten.²⁶ Im Rheinland zeitigte die Suche nach den Ursprüngen des Freitag des 13. letztlich keine brauchbaren Ergebnisse. Auch im übrigen Deutschland ist der Befund kaum günstiger. So verweisen zwar etwa die „Kinder- und Hausmärchen“ von Jacob und

Wilhelm Grimm gelegentlich auf eine spezifische Zahlensymbolik, aber die Zahl 13 oder der 13. Freitag spielt auch hier praktisch keine Rolle.²⁷ Lediglich bei „Dornröschen“ findet sich ein Beleg, nämlich die Verfluchung Dornröschens als Racheakt für eine nicht erfolgte Einladung, denn der König hatte anlässlich der Geburt seiner Tochter nur 12 von 13 weisen Frauen zum Fest gebeten. Gerade „Dornröschen“ führte verschiedentlich zu spekulativen und wenig plausiblen Deutungen, wonach dieses Märchen aus germanischer Zeit stamme und als Relikt anzusehen sei.²⁸

Ein letzter Versuch, unserem Untersuchungsgegenstand auf die Spur zu kommen: Möglicherweise ist Freitag der 13. ja ein altes Kulturgut, dessen Quellen fast überall verlorengegangen sind, das aber trotzdem fortlebt. Dann müssten sich allerdings zumindest einige Spuren finden, etwa in Reliktgebieten, in denen die kulturelle Entwicklung nicht mit den fortschrittlichen Regionen mithalten konnte, etwa in den deutschsprachigen Siedlungsinseln Osteuropas. Aber auch hier führte unsere Recherche letztlich nicht zum Erfolg. Als Beispiel sei das 1924 erschienene „Siebenbürgisch-sächsische Wörterbuch“ genannt, in dem sich zwar kleinere Hinweise auf die 13 als Unglückszahl finden; aber wiederum nie in Verbindung mit dem Freitag.²⁹

Wir können als Zwischenfazit festhalten, dass die Volkskultur spätestens seit dem Mittelalter eine ausdifferenzierte zahlenspezifische Symbolik und eine ebenso ausdifferenzierte wochentagspezifische Symbolik kannte, dass diese beiden Stränge aber bis weit ins 20. Jahrhundert hinein parallel verliefen, sich also nicht tangieren konnten.

Wie die eingangs erwähnten aktuellen Umfrageergebnisse zeigen, muss es aber irgendwann zu einer Überlagerung beider Linien gekommen sein. Um einen Zeitpunkt bestimmen zu können, wurde schließlich das Archiv einer Zeitung ausgewertet, die über ein hohes Maß an Kompetenz in Fragen der Kultur verfügt, und zwar das Archiv der *Frank-*

furter Allgemeinen Zeitung, das im Zuge der geltenden Nachweispflicht seit 1949 alle Artikel archiviert. Dieses Vorgehen bot sich im Rahmen einer volkswissenschaftlichen Analyse an, zumal die Zeitungsanalyse als Methode im Rahmen des Faches inzwischen auf eine längere Tradition zurückblicken kann.³⁰ Im Archiv der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* taucht unser Untersuchungsgegenstand erstmals am 13. 12. 1957 auf, und zwar unter der Überschrift „Freitag der 13.“³¹ Es handelt sich um eine Glosse von Thilo Koch, die sich unter der treffenden Überschrift mit dem Thema auseinandersetzt, allerdings kaum konsequent. Vielmehr stellt der Text die Zahl 13 und den Freitag nebeneinander dar. Erst am Schluss kommt die Sprache auf einen Öltanker namens „Tina Onassis“, dessen Stapellauf wegen des unglücklichen Datums im November 1953 verschoben werden musste; bezeichnenderweise aber nicht in Deutschland.

Thilo Koch dürfte kaum der Initiator für einen heute zwar diffusen, jedoch volkswissenschaftlich eindeutig belegten Termin sein. Sein Artikel steht aber für

einen Trend, der in Deutschland in den 1950er Jahren aufkam und der u. a. Freitag den 13. thematisierte. Dabei handelt es sich um ein Kokettieren mit dem Unglück, eine Auseinandersetzung, die erst für diese Zeit signifikant ist. Darüber hinaus ist der Artikel Ausdruck eines deutschen, eines europäischen und eines transatlantischen kulturellen Nivellierungsprozesses, der ältere Traditionen aufgreift und umformt und schließlich zu einer neuen Kultur führt, die allerdings deutlich weniger ausgeprägt regional verankert ist und die für die Betroffenen häufig unverständlich ist.

Die amerikanischen Ursprünge des 13. Freitags sind ein anderes Thema, über sie kann an dieser Stelle allenfalls spekuliert werden. Soweit hier zu ermitteln war, erfuhr er 1869 wohl eine seiner frühesten Thematisierungen, als im September der amerikanische Goldmarkt extreme Kursschwankungen erlebte. Auch 1927 war es wieder ein Kursrutsch an der Börse, der sich an einem Freitag dem 13. ereignete, und zwar im Mai.³² Die Genese des 13. Freitag und seine amerikanische Frühgeschichte

sowie der Kulturtransfer nach Europa – diese Aspekte müssen Desiderat künftiger Forschung bleiben. Zumindest zeigt aber das Beispiel des Muttertages, wie rasch sich amerikanische Bräuche bzw. Brauchelemente zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Europa ausbreiten konnten und wie aufnahmewillig Europa war.³³

Kommen wir zum Schluss: Freitag der 13. ist heute ohne Zweifel ein volkswissenschaftlich relevanter Termin. Er speist sich aus drei Quellen. Zum einen aus einem historisch gewachsenen und kulturspezifischen Umgang mit Zahlen und zum anderen aus einem ebensolchen Umgang mit Wochentagen. Beide Stränge verliefen bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts parallel, ohne sich zu tangieren. Jetzt kam die dritte Quelle ins Spiel. Die Stränge wurden im Zuge der besonderen Westorientierung der bundesdeutschen Kultur in den 1950er Jahren zusammengeführt. Wesentliche Anstöße dazu kamen aus dem Ausland. So führte die Mission des Raumschiffs Apollo 13 im Jahre 1970 zu einer weltweiten Thematisierungskonjunktur durch die Medien: Das

Raumschiff war am 11. 4. 1970 um 13.13 Uhr Houston-Zeit gestartet und geriet am 13. 4. in Schwierigkeiten. Zudem enthielten – angeblich – beinahe alle Daten, Namens- und Zeitangaben die Zahl 13 entweder direkt oder als Quersumme.³⁴ Dass die Mission schließlich unglücklich ausging, wurde dem Publikum dann als gewissermaßen zwangsläufig verkauft.

Für die Zusammenführung der drei Komponenten und für die heutige weite Verbreitung tragen die Medien einen Großteil der Verantwortung. Dabei muss aber bedacht werden, dass die Medien zwar Meinungen bilden, aber auch Meinungen und Bedürfnisse reflektieren – wo traditionelle Eckpunkte wegfallen und Kirchenjahr und Erntebeginn an Bedeutung einbüßen, da erfinden wir neue Termine, weil unsere biologischen und kulturellen Uhren einen Taktgeber brauchen. Deshalb steht Freitag der 13. in einer Reihe mit neuen Kunst-Terminen wie Muttertag oder Halloween. Mit einem Unterschied allerdings: Der Umgang mit diesem Termin ist nicht nur diffus, er ist vor allem auch individuell. Es gibt keine gemeinschaftlich ausgeübten Verhaltensweisen; es ist nicht zur Ausbildung eines Brauchtums gekommen, und deshalb ist die Zukunft des 13. Freitags auch ungewiss.

Als Ergebnis bleibt die beruhigende Erkenntnis, dass die Furcht vor Freitag dem 13. profane Gründe hat, dass es sich also nicht um einen Unglückstag handelt. Und für die wissenschaftliche Volkskunde ist er sogar ein Glückstag, weil er zeigt, dass Medien und Gesellschaft den volkskulturellen Events einen hohen Stellenwert einräumen, unser Fach also gefragt ist.

Gunther Hirschfelder

Literatur

¹ Ergebnis einer Internet-Recherche vom 16. 6. 2000; argus.cs.tu-berlin.de/intern/freitag13.html. Die vollständige Version des Textes findet sich in: Zeitschrift für Volkskunde 97/2001, S. 29–48.

² Es handelt sich um das Seminar „Der Brauch und seine Darstellung in den Medien“, das ich im Sommersemester 2000 an der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz, Deutsches Institut, Abteilung Kulturanthropologie/Volkskunde, abgehalten habe. Vgl. Gunther Hirschfelder: Der Brauch im Jahreslauf zwischen Wissenschaft und journalistischer Praxis. In: Volkskunde in Rheinland-Pfalz. Informationen der Gesellschaft für Volkskunde in Rheinland-Pfalz e.V., 15. Jg., Heft 1, 2000, S. 2–34, bes. S. 2ff., 32. Für seine umfangreiche und kompetente Hilfe danke ich Herrn cand. phil. Horst Bahr, Bad Kreuznach. Er hat die Erhebung durchgeführt und das Material zur Verfügung gestellt.

³ Ergebnis einer Internet-Recherche vom 16. 6. 2000; rhein-zeitung.de/on/98/11/12/topnews/freitag.html

⁴ Martin Pott: Aufklärung und Aberglaube. Die deutsche Frühaufklärung im Spiegel ihrer Aberglaubenskritik. Tübingen 1992, S. 3; Hermann Bausinger: Dreizehn. Eine Vorbemerkung. In: Zauberei und Frömmigkeit. Tübingen 1966 (Volksleben, 13. Band), S. 7–10, bes. S. 8.

⁵ Gerda Grober-Glück: Muster räumlichen Verhaltens bei Vorstellungen des Volksglaubens. In: Ethnologia Europaea 8/1975, S. 227–242. Neudruck in: D.-R. Moser (Hrsg.): Glaube im Absseits, S. 96–117, bes. S. 102ff.; Paul Münch: Lebensformen in der frühen Neuzeit 1500 bis 1800. Frankfurt/M./Berlin 1992, S. 236ff.

⁶ Georges Ifrah: Universalgeschichte der Zahlen. Frankfurt/New York 1991, S. 21–27, 79f.

⁷ ebd., S. 69–75.

⁸ Lutz Röhrich: Das große Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten. Freiburg/Basel/Wien 1991, Bd. 1, S. 336–337; Herbert Gottschalk: Der Aberglaube.

Wesen und Unwesen. Gütersloh 1965, S. 32ff.

⁹ Joseph Hermann Hertz (Hrsg.): Pentateuch und Haftarothe, Bd. 2. Berlin 1937, S. 391–393; Hans A. Hutmacher: Symbolik der biblischen Zahlen und Zeiten. Paderborn/München/Wien/Zürich 1993, S. 15.

¹⁰ Im Membrisser Weistum heißt es etwa: „13 sitzen um den brunnen und laßen sich recht lehren“; Jacob Grimm: Deutsche Rechtsalterthümer. Darmstadt 1955, Bd. 1, S. 298f.

¹¹ Vgl. Heidi Gansohr-Meinel: „Fragen an das Volk“. Der Atlas der deutschen Volkskunde 1928–1945. Ein Beitrag zur Geschichte einer Institution. Würzburg 1993 (Quellen und Forschungen zur Europäischen Ethnologie, hrsg. v. Dieter Harmening, Bd. XIII).

¹² Gerda Grober-Glück: Motive und Motivationen in Redensarten und Meinungen. Aberglaube, Volks-Charakterologie, Umgangsformeln, Berufsspott in Verbreitung und Lebensformen. 1. Textband, 1 Kartenband. Marburg 1974 (Atlas der deutschen Volkskunde, Neue Folge, Beiheft 3, hrsg. v. Matthias Zender), S. 46–47, 49. Zu obigen Ergebnissen gelangt die Autorin auch bei der Auswertung der Adv-Frage 187c („Was tut oder sagt man bei der Feststellung, daß man zufällig zu 13 Personen am Tische sitzt?“). Zwar stelle das Unheil das übergreifende Bedeutungsmotiv dar, aber die Antworten seien wiederum meist recht allgemein gehalten. Letztlich könne „man eigentlich nicht von landschaftlichen Sonderformen sprechen“. Statt dessen herrsche ein diffuser Charakter von Differenzierungen vor; ebd., S. 50–56.

¹³ Vera Deissner: Die Volkskunde und ihre Methoden. Perspektiven auf die Geschichte einer „tastend-schreitenden Wissenschaft“ bis 1945. Mainz 1997 (Studien zur Volkskultur in Rheinland-Pfalz, hrsg. v. Herbert Schwedt, 21. Band), S. 30–75, mit einer Fülle weiterführender Literatur. Vgl. Kai-Detlev Sievers: Fragestellungen der Volkskunde im 19. Jahrhundert. In: Rolf W. Brednich (Hrsg.): Grundriß der Volkskunde. Berlin 2. Aufl. 1994, S. 31–50.

¹⁴ O. Weinreich: Triskaidekadische Studien. Vgl. zum o.g. Begriff der Kontinuität Hermann Bausinger: Traditionale Welten. Kontinuität und Wandel in der Volkskultur. In: Zeitschrift für Volkskunde 81/1985, S. 173–191. Erwähnung der Arbeit Weinreichs etwa bei Richard Beitzl: Wörterbuch der Deutschen Volkskunde, 3. Aufl. Stuttgart 1974, S. 153; L. Röhrich: Das große Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten, Bd. 1 (wie Anm. 8), S. 337; H. Bausinger: Dreizehn (wie Anm. 4), S. 7 Anm. 2.

¹⁵ R. Beitzl: Wörterbuch der Deutschen Volkskunde (wie Anm. 14), S. 234f.; H. Gottschalk: Der Aberglaube (wie Anm. 8), S. 32.

¹⁶ Georg Schreiber: Die Wochentage im Erlebnis der Ostkirche und des christlichen Abendlandes. Köln/Opladen 1953, S. 168f., 172–176; ders.: Der Freitag in Volkskunde und Religionswissenschaft, in Volksfrömmigkeit und Wirtschaftsgeschichte. In: Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde 7/1957, S. 207–226; Gerhard Römer: Die Liturgie des Karfreitags. In: Zeitschrift für katholische Theologie 77/1955, S. 39–93.

¹⁷ Beda Danzer: Die Wochentage in ihrer liturgischen Bedeutung. In: Theologisch-praktische Quartalschrift 91/1938, S. 637–654, bes. S. 649f.

¹⁸ Dieter Harmening: Superstitio. Überlieferungs- und theoriegeschichtliche Untersuchungen zur kirchlich-theologischen Aberglaubensliteratur des Mittelalters. Berlin 1979, S. 155ff.

¹⁹ Als besonderer Unglückstag galt der 1. 8. bis zur Rubrikenreform des Jahres 1960. Es handelt sich um den Gedenktermin an Petri Kettenfeier, also das Fest S. Petri ad Vincula, das inzwischen gestrichen ist. Ursprünglich wurde dieses Fest am Jahrestag der Weihe der im 5. Jahrhundert von den griechischen Prinzessin Eudoxia auf dem Esquilin in Rom errichteten Basilika „Petri zu den Ketten“ begangen. Dort werden die Ketten verehrt, die der Apostel Petrus im Kerker trug. Manfred Becker-Hubert: Feiern, Feste, Jahreszeiten. Lebendige Bräuche im ganzen Jahr, Geschichte und Geschichten, Lieder und Legenden, Freiburg/Basel/Wien 1998, S. 322, 355f. Der Aussage Becker-Hubertis, auch Freitag der 13. sei ein Unglückstag gewesen, ist, wie noch zu zeigen sein wird, nicht zuzustimmen; ebd., S. 322.

²⁰ Hanns Bächtold-Stäubli (Hrsg.): Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, 10 Bde. Berlin/Leipzig 1927–1942. Nachdruck mit einem Vorwort von Christoph Daxelmüller. Berlin 1987, passim; Vgl. R. Beitzl: Wörterbuch der Deutschen Volkskunde (wie Anm. 14), S. 846.

²¹ Heinrich Harmjan, Erich Röhr (Hrsg.): Atlas der deutschen Volkskunde, 1. Lieferung. Hannover 1937, Karten 1–7.

²² Vgl. Dietrich Ebeling, Wolfgang Mager (Hrsg.): Proto-industrie in der Region. Europäische Gewerbelandschaften vom 16. bis zum 19. Jahrhundert. Bielefeld 1997.

²³ Gunther Franz, Franz Irsigler (Hrsg.): Methoden und Konzepte der historischen Hexenforschung. Trier 1998 (Trierer Hexenprozesse – Quellen und Darstellungen, Band IV); Rita Voltmer, Franz Irsigler (Hrsg.): Incubi Succubi. Hexen und ihre Henker bis heute. Ein historisches Lesebuch zur Ausstellung. Luxembourg 2000 (Publications scientifiques de Musée d'Histoire de la Ville de Luxembourg, tome IV), mit neuester Literatur.

²⁴ Diverse Beispiele bei Matthias Zender: Volkserzählungen aus der Gegend um Arlon. Aus dem Nachlass von Mattias Zender mit einem Vorwort von H. L. Cox. In: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 41/1996, S. 9–43, bes. S. 20–29.

²⁵ Helmut Fischer: Der Rattenhund. Sagen der Gegenwart. Köln 1991 (Beiträge zur rheinischen Volkskunde, Bd. 6), S. 99f. Nr. 117.

²⁶ Vgl. etwa M. Zender: Volkserzählungen aus der Gegend um Arlon (wie Anm. 24); Leander Petzoldt: Friedrich Wilhelm Carové: Volkserzählungen, Glaubensvorstellungen und Bräuche aus dem Rheinland und von der Mosel. Ein unveröffentlichtes Manuskript aus der Staatsbibliothek zu Berlin. In: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 42/1997, S. 139–202, mit jeweils weiterführender Literatur. Der derzeit beste Kenner der Materie, Prof. Dr. Helmut Fischer (Hennef/Sieg), bestätigte unsere Interpretation im Juni 2000 in einem Gespräch. Ihm sei an dieser Stelle für seine Hilfe gedankt.

²⁷ Heinz Rölleke: Zeiten und Zahlen in Grimms Märchen. In: Ursula und Heinz-Albert Heindrichs (Hrsg.): Die Zeit im Märchen. Kassel 1989, S. 52–62. Vgl. zum Überblick auch Heinz Rölleke (Hrsg.): Die Märchen der Brüder Grimm. Quellen und Studien. Gesammelte Aufsätze. Trier 2000 (Schriftenreihe Literaturwissenschaft, Band 50).

²⁸ Hans-Jörg Uther (Hrsg.): Brüder Grimm. Kinder- und Hausmärchen. Vierter Band. Nach der Großen Ausgabe von 1857, textkritisch revidiert, kommentiert und erschlossen. München 1996, S. 100f. Für den Hinweis danke ich Dr. Christina Niem, Mainz. Vgl. Beate Mazenauer, Severin Perrig: Wie Dornröschen seine Unschuld gewann – Archäologie der Märchen. München 1998, S. 76. An dieser Stelle wird die Zahl der zwölf Gedecke als Zeichen der Verbürgerlichung der Märchen interpretiert, da genau zwölf Gedecke der bürgerlichen Aussteuer entsprochen hätten. Die Annahme, es habe ein einheitliches Kulturmuster gegeben, welches den genauen Umfang der Aussteuer festgeschrieben habe, erscheint jedoch zu gewagt.

²⁹ Georg Keintzel, Adolf Schullerus, Friedrich Hofstädter (Bearb.): Siebenbürgisch-sächsisches Wörterbuch, hrsg. vom Ausschuss des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, Zweiter Band. Berlin/Leipzig 1924, S. 76, 473f.

³⁰ Rudolf Schenda: Die Zeitung als Quelle volkskundlicher Forschung. Ein Leitfadens. In: Württembergisches Jahrbuch für Volkskunde 1970, S. 156–168.

³¹ Thilo Koch: Freitag der 13. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 13. 12. 1957.

³² Der Börsenkrach des Jahres 1927 fand zwar seine europäische Reaktion an einem Freitag, aber die Kurse waren in den USA bereits am Donnerstag gesunken. www.tz-chemnitz.de/tu/presse/1998/02.10-13:38.html. Vgl. auch Hermann Kellenbenz: Deutsche Wirtschaftsgeschichte. Band II: Vom Ausgang des 18. Jahrhunderts bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges. München 1981, S. 437.

³³ Karin Hausen: Mütter, Söhne und der Markt der Symbole und Waren: Der deutsche Muttertag 1923–1933. In: Hans Medick, David Sabean (Hrsg.): Emotionen und materielle Interessen, Göttingen 1984, S. 473–523; Eva-Maria Klein: Die Einführung des „Deutschen Muttertags“ in Württemberg. In: Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg 6/1995, S. 65–87; John Meier: Muttertag. In: Zeitschrift für Volkskunde 8, 1936/1937, S. 100–112; Eduard Strübin: Muttertag in der Schweiz. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 52/1956, S. 92–121.

³⁴ L. Röhrich: Das große Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten (wie Anm. 8), Bd. 1, S. 336–337. Vgl. Werner Fröh: Realitätsverlust durch Massenmedien. Die permanente Transformation der Wirklichkeit. Opladen 1994.